



Kanton Zürich
Baudirektion
Generalsekretariat
Kommunikation

Einweihung Ausstellung Teil I Kyburg, 17. Juni 2017

Ansprache von

Regierungspräsident Markus Kägi

Sehr geehrte Damen und Herren Kantonsrätinnen und Kantonsräte, darunter auch ehemalige Kantonsräte
Sehr geehrter Herr Generalkonsul
Sehr geehrte Leihgeberinnen und Leihgeber
Sehr geehrte Mitglieder des VMSK, liebe Susanne Sorg
Sehr geehrter Herr Tropeano
Sehr geehrte Damen und Herren

Wenn man als Regierungspräsident in einem dermassen machtvollen Bauwerk das Wort ergreift, dann merkt man, wie wenig unser heutiges Verständnis von Regieren mit dem zu tun hat, was den Sinn und Zweck einer solchen Burg ausmacht.

Wer so gebaut hat, hat sich nicht um demokratische Prozesse gekümmert, und er hat auch kein Budget durchs Parlament bringen müssen. Was uns heute beschäftigt – Einsprachen, Zonenkonformität, Waldabstand, hygienische Vorschriften, Brandschutz, Sicherheit ganz generell –: alles Fremdwörter. Wer so gebaut hat, hat einen Machtanspruch geltend gemacht.

Die Geschichte der Kyburg ist über weite Strecken die Geschichte eines Machtsymbols. Sie war vom 11. bis ins 13. Jahrhundert die Stammburg der Kyburger. Anschliessend diente sie bis ins 19. Jahrhundert als Verwaltungssitz der Habsburger und als Zürcher Landvogtei.

Dann aber, von 1831 an, hat sie keinen herrschaftlichen Zweck mehr erfüllt, sie ist in Privatbesitz übergegangen und ab 1866 als Museum genutzt worden. 1917 hat sie der Kanton Zürich zurückgekauft.

Sie kennen diesen Tonfall, meine Damen und Herren: Jahreszahlen, historische Fakten, «1315 Morgarten». Leute meiner Generation erinnern sich gerne daran: Geschichte handelt von wichtigen Personen, die Kriege führen und Bündnisse mit oder ohne Eheschliessung eingehen, um sich dann doch wieder zu überwerfen.

Geschichte ist vor allem Herrschaftsgeschichte gewesen, bzw. «Politik von gestern». Die relativ trockene Form ist aber nicht diesem politischen Einschlag geschuldet. Das Problem ist der wissenschaftliche Anspruch gewesen, sich ganz auf die Fakten zu konzentrieren, und der pädagogische Drill zur Einprägung dieser Fakten.

Quasi zum Ausgleich hat es immer auch die historische Folklore gegeben: Festspiele und nachgestellte Schlachten im 19. Jahrhundert. Und bis in die heutige Zeit gibt es

theatralische Darbietungen an historischen Stätten und mittelalterliche Jahrmärkte mit Honigbier und Gauklerei.

Bei vielen Schloss- und Heimatmuseen hat man nie genau gewusst, wo sie hingehören: ins Lager der akademischen Geschichtswissenschaft oder in die Welt der Folklore. Wir erinnern uns jedenfalls an eine erdrückende Ansammlung von alten Möbeln, Kleidungsstücken, Rüstungen, Waffen – und natürlich an die Folterkammer und die Eiserne Jungfrau. Wissenschaft? Mehr oder weniger.

So löblich das Bestreben ist, Geschichte erlebbar zu machen, so riskant sind die folkloristischen Aufbereitungen für die Qualität unserer historischen Erinnerung. Ohne es zu merken, haben wir aufs Mal keine Geschichte mehr, sondern Geschicht-*en*.

Was überwiegt, sind dramaturgische Vorgaben, also die Orientierung an Haupt- und Nebenfiguren mit ihren persönlichen Freuden und Leiden. Ob die Story gut ist oder nicht, richtet sich nach unserem heutigen Geschmack. Wir suchen im Exotischen das Vertraute. Das heisst, dass wir unser heutiges Leben in diese vergangenen Zeiten hineinprojizieren.

Es wird suggeriert, dass die Menschheit grosso modo immer gleich bleibt. Der Mensch hat früher einfach andere Kleider angehabt, Singvögel gegessen und ohne Zündhölzli Feuer gemacht. Er hat auffallend häufig musiziert und getanzt, obwohl er unter schwierigen Bedingungen gelebt hat: Armut, Hunger, Krankheiten.

Wir kennen das entbehrungsreiche Leben aus gewissen Fernsehserien: Da gibt es die Pfahlbauer im Thurgau, die Bewohner des Sahlenweidlis in Eggwil, die Erbauer des ersten Gotthardtunnels und die Textilarbeiterinnen «anno 1914» im Zürcher Oberland. Das alles lebt vom Vergleich mit unseren heutigen Verhältnissen. Wie es wirklich gewesen ist, wird von der Inszenierung eher zugedeckt als sichtbar gemacht.

Die Fernsehserie «Anno 1914» ist im Webereimuseum in Neuthal gefilmt worden. Man kann verstehen, dass das eine sehr attraktive Kulisse ist. Sie schreit förmlich danach, in Betrieb gesetzt und bevölkert zu werden. Das lässt sich auch von der Kyburg sagen. Es bleibt aber ein Unbehagen.

In einer solchen Inszenierung wird die historische Stätte zwangsläufig zum Hintergrund, obschon sie eigentlich in den Vordergrund gehört. Denn schliesslich ist sie ja das Einzige, was eine echte historische Substanz zu bieten hat, im Gegensatz zu den Kostümen und allen anderen theatralen Elementen.

Verstehen Sie mich nicht falsch, ich habe gar nichts gegen Theater an historischen Stätten und Gotthelf auf dem Ballenberg. Die Frage ist einfach, ob uns so ein Ort nicht mehr zu sagen hat, wenn man ihn in den Mittelpunkt setzt. – Heute, meine Damen und Herren, ist das keine Frage, es ist eine Gewissheit!

Wir feiern den abgeschlossenen Umbau des Ökonomiegebäudes und die Eröffnung des 1. Teils der neuen Dauerausstellung, die nicht zufällig den Titel trägt: «Die Burg Kyburg». Das ist nämlich keine Burg wie jede andere. Das ist unsere Kyburg, eine der bedeutendsten Dynastienburgen der Schweiz und ein Baudenkmal von nationaler Bedeutung.

Das Konzept dieser Ausstellung verfolgt nicht das Ziel, die historischen Räume mit etwas zu füllen, das irgendwie historisch wirkt, um noch mehr Geschichte und Geschicht-*en* zu produzieren. Es geht darum, diese Räume selber als historisches Objekt begreifbar zu machen.

Die Voraussetzung dafür ist gewesen, buchstäblich Licht in diese Räume zu bringen. Das Herstellen von so viel Sichtbarkeit ist allerdings nicht einfach. Eine Schwierigkeit besteht darin, dass ein solches Bauwerk zwar ein historischer Gegenstand ist, aber keiner, der sich an einem schönen Tag hier auf diesem Hügel materialisiert hat.

Die Kyburg hat eine Geschichte, wobei sich diese Geschichte tatsächlich in Schichten niedergeschlagen hat, wie ein Sediment. Diese Schichten lassen sich freilegen, nach Massgabe von archäologischen Verfahren.

Dabei gibt es ein Problem: Die jüngeren Schichten überlagern die älteren, und das Freilegen der älteren geht auf Kosten der jüngeren. Und weil die Schichten nicht transparent sind, kann man an jeder einzelnen Stelle nur *eine* Schicht sichtbar machen. Welche, beruht auf einer Entscheidung. Und was weg ist, ist für immer weg.

Wir stehen also vor einem Patchwork. Aus dem zeitlichen Übereinander ist ein räumliches Nebeneinander geworden. Das heisst zugleich, dass uns der Anblick der Kyburg, wie er sich z.B. vor genau 600 Jahren, am 17. Juni 1417, präsentiert hat, verborgen bleibt.

Theoretisch liesse sich ein solcher Zustand vielleicht sogar wiederherstellen, aber nur unter gewaltigen Zerstörungen und Verfälschungen. Aus denkmalpflegerischer Sicht ist so eine Rekonstruktion kein Thema.

Dass wir uns heute mit archäologischem und denkmalpflegerischem Interesse ans Werk machen, ist seinerseits ein geschichtliches Phänomen. Was wir machen, ist nicht die Verwaltung einer abgeschlossenen Geschichte. Unsere Aktivitäten sind ein Teil des historischen Prozesses, der auf der Kyburg seine Spuren hinterlassen hat und hinterlassen wird.

Unser Vorgehen wäre bei den alten Kyburgern auf ziemlich viel Unverständnis gestossen. Sie haben das gebaut, was ihren Bedürfnissen entsprochen hat, ohne viel Federlesen. Schon gar nicht hätten sie sich um Museumsshops oder museumspädagogische Einrichtungen gekümmert. Und Besichtigungen gegen Geld hätte es auch keine gegeben.

Heute wird da oben nicht mehr regiert, wir machen heute etwas ganz anderes mit der Kyburg als die Kyburger. Nutzen heisst umnutzen, und auch das ist ein bewährtes historisches Phänomen: die fortlaufende Zweckentfremdung.

Was mal ein Schopf gewesen ist, ist eine Zeit lang vom Schlosswart bewohnt worden und beherbergt heute den Gastraum. Der ehemalige Stall wird zum Museumsshop – aber immer noch mit der historischen Futterkrippe! Und auf der ehemaligen Heubühne oben sind die Räume fürs Personal.

Wer die Kyburg von früher kennt, dem wird der Unterschied sofort auffallen. Das Projekt «Kyburg 2014» hat zu eindrucklichen Veränderungen geführt. Es ist in zwei Teilprojekten ausgeführt worden, eines hat der Infrastruktur im ehemaligen Ökonomiegebäude gegolten, das andere der Ausstellung im ganzen Schloss.

Für das Teilprojekt Infrastruktur haben wir im Jahr 2012 ein Planerwahlverfahren durchgeführt. Gewonnen hat das Projekt des Architekturbüros Ruggero Tropeano aus Zürich. Es hat sich durch einen besonders schonenden Umgang mit der historischen Bausubstanz ausgezeichnet.

Es hat die Nutzungen mit öffentlichem Charakter von der Infrastruktur für das Personal getrennt: Das Parterre gehört dem Publikum, das Obergeschoss dem Personal. Das Gewinnerprojekt hat gestalterisch, funktional, ökonomisch, ökologisch und denkmalpflegerisch überzeugt.

Was ein solcher Umbau bedeutet, möchte ich am Beispiel der Brandschutzmassnahmen verdeutlichen. Wie sich die alten Balken im Brandfall verhalten, ist nicht von Anfang an klar gewesen. Welche Brandabschnitte und Fluchtwege notwendig sind, ebenfalls nicht. Überhaupt zu definieren, welche Normen angewendet werden müssen, ist lange unklar gewesen.

Und wie lassen sich die denkmalpflegerischen Auflagen mit denen des Brandschutzes vereinen? Wie sähe die Ökonomie aus, wenn alle Balken verkleidet, die alten Türen durch neue Brandschutztüren ersetzt wären? Hätte die Kyburg dann noch ihren historischen Charakter?

Erst nach mehreren Durchgängen mit den Architekten, der Denkmalpflege, der Feuerpolizei, der Gebäudeversicherung und nach intensiven Studien auf Seiten der Architekten ist ein Konzept gefunden worden, das allen Erfordernissen gerecht wird. Daran zeigt sich die Bedeutung einer sorgfältigen Auseinandersetzung mit dem Objekt und einer guten Zusammenarbeit von allen Beteiligten.

Im Teilprojekt «Ausstellung» ist umgesetzt worden, was ich bereits angesprochen habe. Der Fokus liegt jetzt auf der Kyburg selber und nicht auf dem Leben im Mittelalter, wie es in der letzten Dauerausstellung von 1999 thematisiert worden ist. Zudem ist jetzt auch die Umgebung einbezogen worden.

Die beiden Teilprojekte zusammen zu realisieren, hat sich als sehr sinnvoll erwiesen. Das Publikum profitiert jetzt von einem Gesamtpaket von Infrastruktur und Ausstellung, das den Besuch auf der Kyburg zu einem attraktiven Erlebnis macht.

Für das Gesamtprojekt haben wir 9 Millionen Franken aus dem Lotteriefonds einsetzen können – mit dem einstimmigen Segen des Kantonsrats im Januar 2015. Auch daran kann man ablesen, wie überzeugend das Projekt konzipiert worden ist.

Mein Dank an den Kantonsrat verbindet sich deswegen mit dem Dank an alle, die das Projekt aufgelegt und durchgeführt haben: die Architekten des Büros Tropeano

Architekten AG, die Fachplaner, die durchführenden Firmen und meine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von der Denkmalpflege, im Hochbauamt und im Immobilienamt.

Nicht zuletzt danke ich dem Verein Museum Schloss Kyburg, der seit seiner Gründung im Jahr 1992 die Ausstellungen auf der Kyburg verantwortet. Er hat das Gesamtprojekt initiiert. Dank ihm ist jetzt tatsächlich alles «burgiger, kyburgiger und gastfreundlicher».

Massgeblich beteiligt ist auch die Museumsleitung mit Ueli Stauffacher und Sylvia Schlegel gewesen. Für die Ausstellung ist als Projektleiter Markus Brühlmeier eingesetzt worden. Mit der Ausstellungsgestaltung hat man die Firma 2nd West beauftragt. Auch diesen Beteiligten sage ich Danke!

Die Geschichte, meine Damen und Herren, ist nie einfach da. Sie ist abhängig davon, dass wir mit unserer Vergangenheit etwas anstellen – und davon, was wir mit ihr anstellen. Ohne dieses Engagement stehen die dicken Mauern der Kyburg schutzlos da. Sie sind zu recht ein Schutzobjekt, und das bedeutet für uns alle eine grosse Verpflichtung.

Immerhin: es gibt Verpflichtungen, die bedeutend weniger attraktiv sind als diese hier. Ich wünsche Ihnen allen viel Freude an unserer alten und neuen Kyburg!

Herzlichen Dank!

Markus Kägi

Regierungspräsident